

INHALT

Vorwort 7

Kapitel 1 Jeder ist Migrant, fast überall, fast immer –
besonders die Deutschen 21

1945 52

Kapitel 2 Zwölfeinhalb Millionen in sechs Jahren 66

Kapitel 3 Arbeitsmigration westdeutsch 89

Kapitel 4 Arbeitsmigration ostdeutsch 126

Kapitel 5 Asyl 159

1989 192

Kapitel 6 Dort Deutsche, hier Russen 205

Kapitel 7 Germanija jüdisch 237

Kapitel 8 Willkommenskultur 270

Das neue Wir 318

Nachwort 331

Anhang Daten und Fakten 335

Dank 343

Anmerkungen 345

KAPITEL 1

Jeder ist Migrant, fast überall, fast immer – besonders die Deutschen

Menschen wandern seit Urzeiten. Menschen wandern im Laufe eines Tages, sie wandern auf der Nahrungssuche, sie wandern im Laufe ihres Lebens. Sie sind mal eine Zeitlang sesshaft, mal täglich mobil. Sie wandern alleine oder in Gruppen, sie wandern, so sagt man, in »Wellen« und »Schüben«. Sie wandern, weil es dort, wo sie sind, zu schwierig geworden ist, oder weil sie sich von woanders mehr versprechen, oder wegen beidem: Weil sie von einem Ort abgestoßen und gleichzeitig von woanders angezogen werden – die Migrationsforschung spricht von Push- und Pull-Faktoren. Menschen wandern so viel und schon seit so langem, dass ein Historiker die Erde als »Planet der Nomaden« bezeichnet hat. Ein anderer hat den Menschen, den Homo sapiens, kurzerhand in »Homo migrans« umgetauft.

Die Deutschen sind typische Menschen. Sie wandern ebenfalls seit Urzeiten. Schauen wir kurz in die Geschichte und betrachten einige historische Beispiele für deutsche Wanderlust und deutschen Wanderzwang ab, sagen wir, dem Mittelalter. Wie stand es mit den Bauern, der absoluten Mehrheit der Bevölkerung? Sie wanderten viel mehr, als es das Lehnswesen mit Feudalherren und Schollenbindung, also Bindung an ein bestimmtes zu bewirtschaftendes Stück Land, vermuten lässt. Das galt im deutschsprachigen Zen-

traleuropa vor allem dort, wo das Erstgeborenenrecht herrschte. Wenn der Vater starb, erbte der erstgeborene Sohn den Hof; seine Brüder gingen leer aus. Ihnen blieb oft nichts anderes übrig, als sich auf den Weg zu machen und ihr Glück als Tagelöhner anderswo zu suchen. Dabei überquerten sie die Grenzen von Fürstentümern und Königreichen: Sie wurden zu Migranten.

Handwerker migrierten. Bei den Handwerksgesellen gehörte das Wandern zur Ausbildung – das hat sich bei den Zimmerleuten bis heute überliefert. Wir erkennen sie in unseren Städten am schwarzen Cord, den Hosen mit Schlag, den Schlapphüten und dem Ohrring links. Sie sind drei Jahre lang »auf der Walz«, am Ende kommt der Ohrring raus. Kaufleute migrieren, wenn sie Waren und Geld von einem Ort zum anderen schaffen. Die Eliten waren nicht weniger mobil: Adelige Frauen heirateten über die Grenzen der deutschsprachigen Staaten hinweg und zogen ihren Männern in französisch-, russisch-, ungarisch- oder englischsprachige Gegenden hinterher; im 17. Jahrhundert entwickelte sich Französisch zur Einheitssprache, zur Lingua franca des Adels, was diese Migration einfacher machte, zumindest was die Verständigung anging. Die Mönche und der Priesterstand hatten es sprachlich von Anfang an leichter: Das Lateinische war ihre gemeinsame Sprache und vereinfachte die Migration von Kloster zu Kloster, von Pfarrei zu Pfarrei, von Bistum zu Bistum.

Als im 17. Jahrhundert Staaten mit stehenden Heeren entstanden, wurden die Grenzen fester. Von da an lässt sich von »Binnenmigration« sprechen, also der Migration innerhalb der Grenzen eines Staates. Die Migration der »Ruhrpolen« am Ende des 19. Jahrhunderts war eine solche Binnenmigration. Ruhrpolen waren polnischsprachige Bürger aus dem neugegründeten deutschen Kaiserreich, die aus den Gebieten des heutigen Polen als Bergarbeiter für das boomende Ruhrgebiet angeworben wurden – man könnte auch von »internen ›Gast‹arbeitern« sprechen. Von ihnen stammte Ernst

Kuzorra ab, das Schalker Fußballidol der 1930er Jahre, ihnen ist der Fernsehkommissar Horst Schimanski nachempfunden.

Die Deutschen waren aber auch von Anfang an beteiligt an der Überseemigration. Sie kamen im Gefolge von Columbus im frühen 16. Jahrhundert über den Atlantik nach Amerika – als Kartographen, als Söldner in den Eroberungsfeldzügen der Spanier oder, aus dem Erzgebirge stammend, als Experten für Bergbau, die im Süden des Kontinents Silber abbauten. In Nordamerika gehörten sie zu den frühesten europäischen Siedlern: Der Breslauer Arzt und Botaniker Johannes Fleischer der Jüngere war der einzige Nicht-Engländer, der 1607 von England aus übersetzte, um die erste britische Kolonie in Jamestown in Virginia mit zu begründen. Zwei Glasmacher aus Hessen folgten ihm nach. Später wanderten ganze Gruppen ein, erst Tausende, dann Zehntausende. Sie nahmen die wochenlange Fahrt über den Atlantik auf sich, die viele von ihnen nicht überlebten. Sie riskierten es dennoch: weil sie im deutschsprachigen Europa als religiöse, protestantische Minderheiten oder als Republikaner und Gegner der Monarchie verfolgt wurden, oder auch weil es ihnen wirtschaftlich schlecht ging beziehungsweise weil sie sich von Amerika eine wirtschaftliche Verbesserung versprachen. So wie heute manche sogenannten Wirtschaftsflüchtlinge in ihren Herkunftsländern zwar nicht Hunger leiden, aber sich von Deutschland eine Verbesserung ihres ärmlichen Lebens versprechen: Vielleicht würden sie hier als sechsköpfige Familie in vier statt zwei Zimmern leben können, vielleicht würden sie einen Flachbildfernseher statt eines einzigen Transistorradios für die Familie besitzen.

Im 19. Jahrhundert wurden die Vereinigten Staaten zum Ziel einer Massenauswanderung. Heute stellen Deutsche von der Herkunft her die größte Gruppe in den USA. 2011 gaben 49,8 Millionen von 310 Millionen Amerikanern (also knapp ein Sechstel) an, deutsche Vorfahren zu haben. Das andere Ziel der Massen-

auswanderung des 19. Jahrhunderts war das russische Zarenreich, wohin ab 1763 deutsche Bauern und religiöse Minderheiten (etwa protestantische Mennoniten) zur Kolonisierung der Gebiete an der Wolga und am Schwarzen Meer auswanderten.

Das Rätsel

Wenn man diese deutsche Massenauswanderung, ja die ganze lange Geschichte der deutschen Migration bedenkt, erscheint es umso mysteriöser, dass die Widerstände gegen Einwanderung in der Bundesrepublik und der DDR in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts so groß waren. Und warum die Weigerung, sich selbst als Einwanderungsland zu definieren, obwohl doch die faktische Einwanderung nicht mehr zu leugnen war? Schließlich stand doch fast jeder deutsche Arbeiter neben einer Italienerin am Fließband, viele gingen zu einem Zahnarzt, der aus dem Iran stammte, aßen im Jugogrill oder beim Vietnamesen und hatten türkische Nachbarn in der Wohnsiedlung.

Liegt es an der Geschichte der deutschen Nationswerdung? Deutschland als Staatsnation gibt es erst seit der Gründung des Kaiserreichs 1871, es ist damit eine der jüngeren Staatsnationen der westlichen Welt. Im Jahr 1800 gab es im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation noch um die 300 Staaten, von Mini-Fürstentümern wie der Grafschaft Rieneck bis zu großen Königreichen wie Böhmen. Die späte Nationswerdung, so die These, führte dazu, dass sich die Deutschen als besonders homogen phantasierten. Anders gesagt: Weil die Vielfalt so offensichtlich war, unternahmen sie besonders große Anstrengungen, diese Vielfalt mit einem Mythos der Einheitlichkeit zu überkleistern. Die älteren Staatsnationen England oder Frankreich hatten das nicht nötig. Man spricht deshalb auch von zwei Idealtypen des Nationalismus, nämlich dem

staatsbürgerlichen angloamerikanisch-französischer Prägung und dem ethnischen deutscher Prägung.

Nun hat aber die neuere Forschung darauf hingewiesen, dass die Entstehung des deutschen Nationalstaates tatsächlich nur so spät aussieht, wenn man den Maßstab England oder Frankreich anlegt. Die Italiener lebten vor ihrer Nationalstaatsgründung 1861 ebenfalls in einer Vielzahl von Staaten, die Tschechen bis 1918 in Österreich-Ungarn, einem multinationalen Reich. Belgien und Griechenland wurden erst 1830 unabhängig, und selbst die Schweizer sind erst seit 1848 eine Staatsnation. Auch die klare Unterscheidung zwischen französisch-angloamerikanischem staatsbürgerlichem Nationalismus und deutschem Ethnonationalismus gilt inzwischen als unhaltbar. Alleine an der »verspäteten deutschen Nation« kann es also nicht liegen.

Liegt es an einer spezifisch deutschen Denktradition, die mit dem Namen des Philosophen Johann Gottfried Herder (1744–1803) verbunden ist? Herder war ein Kind seiner Zeit, des 18. Jahrhunderts, in dem über 300 Staaten existierten. Eben weil es Deutschland als solches nicht gab, definierte er die Nation in erster Linie über Sprache und Kultur, nicht über Staatsbürgerschaft. Den nicht-existenten zusammenhängenden, einen deutschen Staat erträumte er über Kriterien, die Menschen über die Grenzen der Staaten hinweg verbanden: Ob man zur Nation gehört, entschied nicht der Pass, sondern Sprache und Kultur.

Im 19. Jahrhundert rückte schließlich die Definition von »Rassen« in den Mittelpunkt. Mit dem Aufkommen des Darwinismus wurden Sprache und Kultur allmählich als etwas Erblisches vorgestellt, Deutschsein als »Abstammung«. Ein halbes Jahrhundert nach Herders Tod wurden seine Ideen biologisiert. Erst damals begann man, vom »deutschen Blut« zu reden.

Aber Varianten Herder'schen Denkens über die Nation und seine Biologisierung später im 19. Jahrhundert gab es auch sonst

vielerorts. In den USA definierten Nativisten die Nation ebenfalls sprachlich-kulturell und in Abgrenzung zu Einwanderern, besonders übrigens deutschen ab der Mitte des 19. Jahrhunderts, aber auch irischen Katholiken und vielen anderen, darunter chinesischen ab den 1870er Jahren. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurden diese Ideen überall biologisiert. In den USA stellten sich die Nativisten die Amerikaner als außergewöhnliche, überlegene »angelsächsische Rasse« vor. An der Herder'schen Tradition allein kann es also auch nicht liegen.

Trotzdem: Es bleibt die Feststellung, dass sich Deutschland nach 1945 besonders schwer tat mit Vielfalt und dem Zugeständnis symbolischer Zugehörigkeit zur Staatsbürgernation etwa bei sichtbaren Minderheiten. Diese Diagnose wird weiter geteilt, auch von der jüngsten Migrationsforschung, wo es zum Beispiel heißt, dass die »Verhandlung von Differenz ausschließlich durch die ethnokulturelle Linse« typisch deutsch sei. Deutschland sei zwar im europäischen Vergleich nicht einzigartig, »aber keine andere Nation trägt so viel Gepäck aus einer fünfzigjährigen Geschichte des Leugnens, und in keinem anderen Land ist die Tonart des Narrativs so unnachgiebig«.

Das Rätsel bleibt also. Vermutlich wird es an einem Zusammenspiel verschiedener Umstände in den 1950er bis 1980er Jahren gelegen haben, und es wird auf komplexe, situative Erklärungsmodelle hinauslaufen. Hier ist die Forschung gefragt.

*Deutsche »Parallelgesellschaft«
in Pennsylvania, 1750*

Benjamin Franklin, Druckhandwerker, Naturwissenschaftler, Erfinder, Staatstheoretiker und einer der Gründerväter der Vereinigten Staaten, setzte sich am 20. März 1751 in Philadelphia an den Schreibtisch und machte seinem Ärger in einem Brief an einen Kollegen Luft: »Anstatt dass die Deutschen unsere Sprache lernen, müssen wir die ihre lernen oder wie in einem fremden Lande leben. Schon jetzt beginnen die Engländer, bestimmte Wohngegenden zu verlassen, die von Deutschen eingekreist sind, weil sie sich dort aufgrund der abstoßenden, ungehobelten Manieren der Deutschen nicht mehr wohl fühlen.« Einige Jahre später legte er nach und nannte die deutschen Einwanderer »Pfälzer Bauerntölpel« – es leuchte ihm nicht ein, »dass sie die Erlaubnis haben sollen, sich unter uns in so großer Anzahl niederzulassen, dass sie die englische Sprache verdrängen«.

Nur ein paar Jahre zuvor, 1747, hatte Franklin die deutsche Immigration begrüßt. Die Einwanderer, »die tapferen und aufrechten Deutschen«, waren für ihn durch die Bank waschechte Demokraten, die gemeinsam mit den amerikanischen Republikanern gegen die Kolonialherrschaft der britischen Krone kämpfen würden. Was war geschehen? Warum hatte sich seine Einstellung gegenüber den deutschen Einwanderern innerhalb so kurzer Zeit geändert? Wie kommt es zu schnellen Stimmungsumschwüngen gegenüber Migration, wie wir sie auch in Deutschland nach der Kölner Silvesternacht 2015 beobachten konnten, als die Willkommenskultur des Sommers 2015 in Skepsis und Ablehnung umkippte?

Beim Universalgenie Benjamin Franklin war der Grund die Enttäuschung darüber, dass die deutschen Einwanderer aus seiner Sicht viel zu gehorsam gegenüber der britischen Obrigkeit in den nordamerikanischen Kolonien waren. Franklin war aber nicht der

Einzig, dem die kulturellen Eigenheiten der Deutschen in Pennsylvania in den 1750er Jahren Sorge bereiteten. 1751 wurde im Parlament Pennsylvanias eine Beschwerde eingereicht über den Brauch der Deutschen, das neue Jahr mit Schüssen in die Luft zu begrüßen. Die deutsche Böllerei in der Silvesternacht erschien den Bürgern Pennsylvanias, die mehrheitlich englischer Abstammung waren, sehr befremdlich. Viel Unmut rief auch das Klammern an die deutsche Sprache hervor. Deutsche Schilder prägten das Straßenbild, deutsche Zeitungen wurden verkauft, und die Kinder vieler deutscher Einwanderer lernten in deutschsprachigen Schulen. Aber auch die Häuser der Deutschen unterschieden sich von denen der Briten: Sie waren von Zäunen umgeben. Dazu siedelten sie kompakt, statt sich zu vermischen: Deutschstämmige wohnten nur mit Deutschstämmigen in einer Nachbarschaft. Die Angst vor der deutschen »Parallelgesellschaft« zog sich durch die gesamte Geschichte der deutschen Einwanderung in die USA. 1857 veröffentlichte der Landschaftsarchitekt Frederick Law Olmsted einen journalistischen Bericht über seine »Wanderungen durch Texas und im mexicanischen Grenzlande«, in dem er auch über die deutschen Siedler schrieb: »Sie geben sich nur wenig mit den Amerikanern ab, außer wenn Kauf und Verkauf sie dazu zwingt.«

Starke Gefühle gegenüber Migranten, vor allem Ängste, sind der Nährboden für Phantasien verschiedenster Art. Im Pennsylvania der 1750er Jahre fürchtete man, die deutschen Neuankömmlinge könnten unbekannte Krankheiten verbreiten. Immer wieder wurden Gesetzesvorschläge gemacht, die Seuchengefahr, die angeblich von den Deutschen ausging, durch Isolierung und Quarantäne zu bannen. Selbst bei einem eigentlich so vernünftigen, breit gebildeten Intellektuellen wie Benjamin Franklin glitt das Denken ins Phantasmatische ab, wenn es um die deutschen Einwanderer ging. Plötzlich begann er sie als »olivfarben« oder »dunkelhäutig« (*swarthy*) zu imaginieren: »Dass die Zahl der reinen Weißen in der

Welt verhältnismäßig gering ist. (...) Und in Europa sind die Spanier, Italiener, Franzosen, Russen und Schweden im Allgemeinen von einer Hautfarbe, die wir olivfarben nennen, genauso wie auch die Deutschen, ausgenommen die Sachsen, die zusammen mit den Engländern den Hauptteil der Weißen auf der Erde ausmachen. Ich wünschte, ihre Zahl würde vermehrt.« Hier zeigt sich Franklin als Vorläufer rassistischen Denkens, gut ein Jahrhundert vor dem vulgärdarwinistischen Pseudobiologismus.

Auf die Frage wiederum, wie mit den »Parallelgesellschaften«, die ihm so große Sorgen bereiteten, umzugehen sei, fand Franklin pragmatische Antworten. Es ist nicht überliefert, dass er jemals die Deckelung der Einwanderung, etwa durch Obergrenzen, oder gar die Zwangsausweisung nach Europa in Erwägung gezogen hat. Sein Vorschlag war die Durchmischung, Deutschstämmige und Englischstämmige sollten sich an ihren Wohnorten miteinander vermischen. Freilich blieb dies genauso erfolglos wie ähnliche Vorschläge heute: In einer Gesellschaft, die sich Freiheit und Freizügigkeit auf die Fahnen schreibt, lässt sich Durchmischung nach ethnischen Gesichtspunkten per staatlicher Verordnung von oben oder gar Zwang genauso schwer durchsetzen wie Durchmischung nach Einkommenskriterien: Reiche leben ja auch gerne unter sich, niemand nennt ihre Abschottung in den Villenvierteln »Parallelgesellschaft«.

Wie so oft bei Migration war die fiebrige, gefährliche Phantasie von kurzer Dauer. In Wirklichkeit waren die kritisierten Deutschstämmigen längst dabei, Amerikaner zu werden. Schriften wie die »Anleitung zur Englischen Sprache für Teutsche Neuankommende« von 1752 erleichterten die Anpassung. Der deutsche Nachname »Schmidt« wurde zu »Smith«, der Nachname »Jäger« zu »Jaeger«, »Jager«, »Yager« und »Hunter«. Es gab aber nicht nur Anpassung, sondern ebenso eine Vermischung der verschiedenen Kulturen und Sprachen. In Pennsylvania entstand der ganz eigene

Dialekt des Pennsylvania Deitsch, eine Version des Deutschen mit Pfälzer Einschlag, in das viele Elemente der englischen Sprache eingingen. »Es hod sich besser ausgedreht« kam von *it has turned out better* und hieß so viel wie »es ging besser aus«. Im Pennsylvania Deitsch gab es auch jede Menge Wörter, die direkt dem Englischen entlehnt waren: »leifinschuranz« (*life insurance*, Lebensversicherung), »uf kors« (*of course*, natürlich). Kommt uns bekannt vor? Genau: Das Pennsylvania Deitsch des 18. und 19. Jahrhunderts war das, was heute das Kiezdeutsch der YouTuberin Idil Baydar (*Jilet Ayşe*) oder des Comedians Kaya Yanar (*Was guckst du?!*) ist.

*Vom Elend der deutschen Zeltstädte in London, von
Schleppern und deutschen Migranten als »weißen Sklaven«*

Pennsylvania war die Ausnahme unter den amerikanischen Kolonien. Es hatte eine eigene demokratische Verfassung und hatte sich schon lange vor dem Unabhängigkeitskrieg (1775–1783) weitgehend vom englischen Königreich befreit. Die anderen Kolonien waren viel enger an die englische Krone gebunden. In vielen von ihnen gaben Großgrundbesitzer den Ton an. Je nachdem, in welche Kolonie sie auswanderten, wurden die deutschen Migranten ganz unterschiedlich behandelt. Und zwar von Beginn der Reise an.